

„Wider die Angst – die Freiheit des Glaubens neu wagen.“

Zur Diözesantagung Pax Christi Freiburg, Juli 2011

von Peter Bürger

INHALTSVERZEICHNIS

1. Vorab: Das Memorandum „Kirche 2011“ und der sogenannte Dialogprozess
2. „Euer Herz sei ohne Angst“ (vgl. Joh 14,1.27)
3. Die Himmelskuppe über der katholischen Landschaft
4. Ein Traum von der verlorenen Heimat
5. Die Angst, „Mama und Papa“ auf dem eigenen Weg zu verlieren
6. Die Angst angesichts des Traditionsabbruchs in der eigenen Familie
7. Die Angst vor dem Sterben der Kirche und dem Tod des katholischen Milieus
8. Die Angst, Priester als Menschen zu sehen – und die Angst in der Kirchenleitung
9. Die Angst vor der eigenen Mündigkeit in einer Gemeinde ohne Priester
10. Die Angst in der Reformbewegung vor Konflikten und Spaltungen
11. Die Angst vor Repressionen im hierarchischen Kirchensystem und vor Vergeblichkeit
12. Die Angst vor der historischen Wahrheit über die Geschichte unserer Kirche
13. Die Angst vor der Aufklärung: „Das ist ja alles nicht wahr!“
14. Die Angst vor dem wahren Gesicht der „christlichen Zivilisation“ und vor dem Ernstfall auf unserem Planeten

Unsere „Schutzheiligen“

NACHTRAG

Aus der Zuschrift eines römisch-katholischen Theologieprofessors
zum Gedenkaufruf „San Romero“ am 1. Mai 2011

„Wider die Angst – die Freiheit des Glaubens neu wagen.“ Zur Diözesantagung Pax Christi Freiburg, Juli 2011

von Peter Bürger

Liebe Schwestern und Brüder,
liebe Freundinnen und Freunde in der Kirchenreformbewegung,

unsere Kirche ist die letzte Bastion aus der Zeit des Feudalismus, aber feudale Machtverhältnisse können sich immer wieder auch anderswo einschleichen (der Diskurs über eine „postdemokratische Zukunft ist nicht aus der Luft gegriffen). Angesichts der couragierten Stuttgarter sagen an vielen Orten der Republik die Leute: „Wir alle sind Schwaben!“ Am Stuttgarter Hauptbahnhof konnte ich im Mai dieses Jahres sehen, wie im Informationszelt nach einer so langen Zeit des Protestes noch immer mehr als genug ehrenamtliche Leute mitarbeiten. Am Bauzaun gibt es weiterhin neue kreative Protestkunst, und im Camp zwischen den Bäumen am Bahnhof kann man ein buntes „Dorfleben“ antreffen. Im Norden hätte es niemand gedacht, dass ausgerechnet die braven „Häuslebauer“ im Süden den Aufstand wagen. Dürfen wir nun vielleicht hoffen, dass der Süden auch beim Aufbruch in unserer Kirche vorangeht? Es kann doch nicht sein, dass Millionen Katholikinnen und Katholiken mit Blick auf die betrüblichen Verhältnisse in der Kirche sagen: „Da kann man nichts machen!“ Wer heute an dieser Stelle noch immer depressive Lamentos und resignative Predigten verbreitet, sollte sich mit Blick auf die Zivilgesellschaft rund um den Stuttgarter Bahnhof eigentlich schämen.

Ich meine allerdings nicht, dass die vielfältigen Sorgen angesichts des Vormarsches von rechten bzw. fundamentalistischen „Neukatholiken“ unberechtigt sind. Diese Szenen haben ein ausgesprochen modernes Mediennetz. Dort können wir auf Schritt und Tritt zur Kenntnis nehmen, wie sie eine Kirche entwerfen, die mit Jesus und mit dem letzten Konzil nicht mehr viel zu tun hat. Doch diese Minderheit kann ihre gruseligen Kircheng visionen nur umsetzen, wenn ihnen eine – bislang oftmals schweigende – Mehrheit die freie Bahn überlässt. Ob dies geschieht oder nicht, das entscheidet sich meiner Meinung nach in diesem Jahrzehnt.

1. Vorab: Das Memorandum „Kirche 2011“ und der sogenannte Dialogprozess

Ein bedeutsames „Gegenstück“ zum Aufbruch in der schwäbischen Zivilgesellschaft ist das Memorandum „Kirche 2011“, inzwischen unterzeichnet von 311 röm.-kath. TheologieprofessorInnen (www.memorandum-freiheit.de) und mehr als 66.000 anderen katholischen ChristInnen (www.kirchenaufbruch-jetzt.de).¹

Ausgangspunkt dieses Memorandums ist eine dienende Kirche im Sinne des Evangeliums, eine Kirche im „Einsatz für Recht und Gerechtigkeit, Solidarität mit den Armen und Bedrängten“ und in der Verteidigung der menschlichen Würde (diesen Ausgangspunkt

¹ Angesichts der bedingungslosen Wiederaufnahme der Lefebvre-Traditionalisten hatten 2009 bereits 55.000 KatholikInnen die Petition „Für die uneingeschränkte Anerkennung der Beschlüsse des II. Vatikanischen Konzils“ unterzeichnet (www.petition-vaticanum2.org).

unterschlagen fast alle Berichterstatter). Mit sechs *Handlungsfeldern* (nicht „Problemfeldern“!) wird ein Weg zur inneren Erneuerung der Kirche aufgewiesen:

1. „Was alle angeht, soll auch von allen mit entschieden werden“ (eine andere altkirchliche Weisung lautet: „Wer allen vorsteht, soll auch von allen gewählt werden“);
2. Förderung der Gemeinden (keine zentralistischen Großgebilde, neue Zugänge zum besonderen priesterlichen Dienst in der Kirche – auch für Frauen und Verheiratete);
3. Rechtsschutz und Rechtskultur in der Kirche;
4. Respekt vor dem individuellen Gewissen und gegenüber anderen Lebensformen (wiederverheiratete Geschiedene, gleichgeschlechtliche Partnerschaften);
5. Versöhnung mit denen, an denen die Kirche schuldig geworden ist (hier wird auch mit unfreien, „sündigen *Strukturen*“ der Kirche selbst gerechnet – nicht bloß mit „einzelnen Sündern“);
6. kulturelle Vielfalt und neue Ausdrucksformen im Gottesdienst.

Mit Ausnahme des Respekts gegenüber homosexuell Liebenden sind alle diese Punkte nicht neu, sondern z.B. schon vor Jahrzehnten auf der Würzburger Synode vorgelegt worden. Der Skandal, der damit von den AutorInnen aufgezeigt wird, besteht darin, dass in mehreren Jahrzehnten (!) rein gar nichts umgesetzt worden ist aus den synodalen Beratungen nach dem II. Vatikanum.

Das Memorandum erhebt nicht etwa den Anspruch, eine umfassende Theologie zu Gottesfrage und Kirchengestalt im dritten Jahrtausend vorzulegen (alle diesbezüglichen Kritiken laufen deshalb ins Leere). Dass einige Kritiker den zentralen Verweis auf die Enthüllungen über sexualisierte Gewalt in der Kirche beklagen, spricht allein gegen die betreffenden Kritiker (die offenkundig den Glaubensskandal an dieser Stelle einfach nicht verstehen wollen). Die breite Behandlung von Kirchenreformfragen ist kein Selbstzweck, kein „deutscher Sonderweg“ und auch keine äußerliche liberale Anpassung an die moderne Gesellschaft. Vielmehr geht es darum, die *strukturell bedingten Entfremdungen von der Botschaft Jesu* zu heilen – und dies erfordert mentale und strukturelle Veränderungen! Die Ausübung von Macht in der Kirche betrifft z.B. keine beliebige strukturelle Äußerlichkeit, sondern ist eine ausgesprochen theologische Frage. Jesus hat für seine Gemeinde die Ausübung von Macht und Willkür nachdrücklich ausgeschlossen (Markus-Evangelium 10,42-45) und stattdessen die Fähigkeit, Gott und dem Mitmenschen zuzuhören, als Weg des Miteinanders gewiesen. Wer Macht ausüben will, dient einem Götzen! Deshalb wählte man z.B. in der alten Kirche keine Leute, die in Ämter hinein drängten.² Nach biblischer und altkirchlicher Ordnung sind alle Kirchenleiter, die von oben – ohne Mitwirkung der Getauften unten – einfach eingesetzt werden, unrechtmäßige Kirchenleiter. Das bedeutet, dass die soziale Gestalt der römisch-katholische Kirche unserer Tage im *gläubigen Sinn* (und nicht etwa bloß aus „demokratiethoretischer Sicht“) schwer beschädigt ist. Diese schwerwiegende Beschädigung bedarf der Heilung, das ist unaufschiebbar. Auf der anderen Seite sind Forderungen wie die Freistellung der Ehelosigkeit für Priester reine Fragen der Kirchenordnung. Ganz gleich, wie laut die Traditionalisten dagegen anschreien: es gibt kein einziges wirklich *theologisches* Argument für einen *obligaten* Zwangszölibat aller Priester (aber sehr viele theologische Argumente dagegen).

*

² Wo das Bischofsgehalt noch der gemeindlichen Armenfürsorge entsprach und die Kirche verfolgt wurde, war eine große „Verlockung zur Macht“ allerdings auch gar nicht vorhanden.

Die deutschen Bischöfe haben nun einen „Dialogprozess“ in unserer Kirche angekündigt. Darüber zu sprechen und zu diskutieren, das wäre ein eigenes Tagungsthema. Deshalb begnüge ich mich an dieser Stelle mit einigen thesenartigen Anmerkungen:

1. Bislang ist für mich nicht ersichtlich, wie dieses Gespräch der männlichen Kirchenleiter mit den Gläubigen unten in den meisten Diözesen mehr werden soll als nur ein Alibi bzw. eine Schauveranstaltung.
2. Insbesondere ist nicht zu erkennen, dass die von der theologischen Forschung klar herausgearbeiteten *Verbindlichkeitskriterien* für synodale Prozesse³ auch nur im Ansatz berücksichtigt werden.
3. Im Mittelpunkt eines glaubwürdigen Dialogprozesses steht immer der Consensus fidelium, der *gemeinsame Glaubenssinn aller Getauften*. Diese Quelle der Glaubensbezeugung für die ganze Kirche wird zwar amtlich bzw. dogmatisch gelehrt, jedoch nie wirklich ermittelt.
4. Entsprechend kann das Herzstück des Dialoges nur aus freien Beratungen und Versammlungen in jeder *Gemeinde* bestehen. Die Gemeinde Jesu am Ort ist wirklich im Vollsinn Kirche!
5. Abzulehnen ist dagegen eine Fixierung auf Funktionärsghremien oder *Foren mit ausgewählten Einladungslisten* im Bereich besonderer „Laienkreise“ und Hauptamtlicher, denn diese läuft auf eine gnädig von oben gewährte „Anhörung“ hinaus.
6. Insbesondere ist – im Geist der Würzburger Synode – eine *Zweiteilung von Klerikern und einfachem Gottesvolk* von vornherein auszuschließen. Dialog kann nur bedeuten, dass Kirchenleitungen und Gemeinden in ein gleichberechtigtes Gespräch eintreten, bei dem die Voten aus dem ganzen Gottesvolk ebenso verbindlich sind wie die von Amtsträgern.
7. In keiner Weise ist es annehmbar, dass der *Kreis der Gesprächs- und Diskussionsgegenstände* von oben vorgegeben oder im Voraus eingegrenzt wird.
8. Insbesondere die beiden von Bischof Franz-Josef Overbeck herausgestellten *Diskussionsverbote* für den angekündigten Dialogprozess (Frauenfrage, Akzeptanz der homosexuellen Liebe) betreffen zentrale Blockaden der gesamten Kirchenreform.⁴ Wer sich an diese Diskussionsverbote hält, sollte an keiner anderen Stelle Fortschritte erwarten.
9. Der inzwischen *inflationäre Verweis auf die „spirituelle Dimension“* des angekündigten Gesprächsweges, lässt leider den Verdacht aufkommen, dass Konflikte im Nebel unkenntlich werden sollen. „Geistlich“ ist im übrigen alles, was die Kirche angeht, auch die ganz konkreten Fragen zu ihrer sozialen Gestalt und zur Weise der innerkirchlichen Machtausübung.

Wer heute unter Katholikinnen und Katholiken die Illusion fördert, Aufbruch und Reform in unserer Kirche seien ohne Einübung in den frommen Ungehorsam von unten möglich, handelt nach meiner Überzeugung fahrlässig und unverantwortlich. Die Folge eines solch billigen, aber durch die real existierenden Machtverhältnisse nicht zu rechtfertigenden Optimismus wäre eine weitere Geschichte der vergeudeten Energien, Frustrationen und Resignationen an der Basis. Ohne eine breite fromme Revolte von unten, wie sie sich jetzt schon an vielen Schauplätzen abzeichnet, wird es nicht zu einer *Grundhaltung der Hoffnung* und zu Veränderungen kommen.

³ Vgl. Demel, Sabine / Heinz, Hanspeter / Pöpperl, Christian. Löscht den Geist nicht aus. Synodale Prozesse in deutschen Diözesen. Herder 2005.

⁴ Vgl. dazu ausführlich: Peter Bürger: Die große „Mutter Kirche“ und ihre Söhne. Homosexueller Selbsthass und Frauenfeindlichkeit blockieren den römisch-katholischen Männerbund. In: Telepolis, 17.5.2011. <http://www.heise.de/tp/artikel/34/34735/1.html>

2. „Euer Herz sei ohne Angst“ (vgl. Joh 14,1.27)

Mein Impulsvortrag heute kann die Gesamtsicht, die ich in meinem Buch „Die fromme Revolte – Katholiken brechen auf“ vorlege, nicht zusammenfassen. Ich werde auch keinen kirchenpolitischen Aktionsplan als Patentrezept anbieten, denn das wäre anmaßend und würde außerdem dem freien Geistwehen in jeder Gemeinde nicht dienlich sein. Mein eingegrenztes Thema lautet: Welche Ängste sind mit dem Aufbruch in unserer Kirche verbunden? Hier fällt der Einstieg leicht, denn das Beginnen kann in einer Kirchenreformbewegung ja nur bei Jesus liegen. Er hat uns keine großartige Welterklärungsphilosophie verkündet, er hat kein System übernatürlicher Wahrheiten gelehrt, und er hat auch keinen Katechismus drucken lassen. Seine Botschaft an uns lautet: „Euer Herz sei ohne Angst.“ So steht es im 14. Kapitel des Johannesevangeliums, aber diese Herzensbotschaft durchzieht alle Seiten der Bibel. Immer wieder hören wir: „Fürchtet euch nicht, fürchtet euch nicht, habt keine Angst!“ Im Hintergrund aber steht doch gleichzeitig das Wissen: Wir sind Menschen, wir sind unglaublich zerbrechliche Wesen, wir sind auf Gemeinschaft mit anderen verwiesen, und wir haben eine Geschichte. Auf unser Herkommen möchte ich in diesem Vortrag ein besonderes Gewicht legen.

3. Die Himmelskuppe über der katholischen Landschaft

Ich bin im Sauerland, einer erzkatholischen Landschaft in Westfalen, aufgewachsen. In meiner Kinderzeit gab es dort noch etwas, das wirklich zu einer anderen Geschichtsepoche gehörte: eine heile Himmelskuppe über einer geschlossenen katholischen Dorfwelt. Der Tag, die Woche, die Jahreszeiten, der Lebenslauf – alles vollzog sich in einem Rahmen kirchlicher Riten und frommer Übungen. Noch gehörten alle dazu. Ich kann mich – bis zum 16. Lebensjahr – z.B. an keinen Atheisten erinnern. Den Dorfküster nannte ich Onkel und beim Vornamen. Der Priester am Altar war fromm, bescheiden und hatte ein großes Herz. Die Kirche war die „gute Stube“ für alle, aber nicht strikt getrennt vom sonstigen Dorfleben. Ich habe in dieser Welt das Wichtigste für mein ganzes Leben geschenkt bekommen. Ich bekenne hier ganz offen: ich bin ein zu schwacher Mensch, um die Nabelschnur zu dieser Welt durchschneiden zu können. Und ich wüsste auch nicht, warum das gut sein sollte. Bei einem Kirchenreformvortrag in meiner Heimat habe ich nun die Magie und Schönheit des katholischen Kleineleuteparadieses im Sauerland sehr ausführlich beschrieben. Da kam ein energischer Protest von den Alten, die freilich auch ganz andere Erfahrungen als ich gemacht haben. Ich müsste viel mehr von den Schatten sprechen, vom Bedrückenden unter der geschlossenen „katholischen Himmelskuppe“. Damit meinten sie die starke Kontrolle des ganzen Lebens und die Angstmacherei in der Kirche, vor allem vor dem II. Vatikanum. Welche Höllenqualen waren allein mit dem Erwachen der Sexualität in der Pubertät verbunden! Menschliches Scheitern, das war in der „perfekten Gesellschaft“ des katholischen Milieus nicht vorgesehen. Kritik, so etwas gab es im katholischen Selbstlobkollektiv nicht. Wir fragen uns heute: Warum haben die Leute damals – und in vielen Teilen ja auch wir – das mit sich machen lassen? Ich gebe auf diese Frage eine merkwürdige Antwort: wegen der *Geborgenheit*! Denn auch das kann schwachen Menschen Halt geben: dass man ihnen genau sagt, wo es langgeht, dass man ihnen die unfehlbare Wahrheit von oben verkündet, eine Antwort auf jede Frage, ohne wenn und aber. Hier finden wir die Kehrseite jener kirchlichen Machtausübung, die Jesus doch so nachdrücklich im Kreis der Seinen für ein Unding erklärt hat. Im regressiven Katholizismus soll die bedingungslose Gefolgschaft heute wieder zur kirchlichen Grundregel gemacht werden.

4. Ein Traum von der verlorenen Heimat

Zum Abschluss meines Theologiestudiums hatte die Himmelskuppe über der katholischen Landschaft längst mächtige Risse bekommen. Die großen Umbrüche vollziehen sich ja manchmal in sehr kurzen Zeiträumen! Inzwischen hatte ich in der Bischofsstadt auch außerordentlich unsympathische Seiten des Kirchensystems kennengelernt, z.B. stolze Herren im Klerus, bei denen ich nicht spürte, was sie mit Jesus verbinden sollte. Da meldete sich – es ist jetzt fast ein Vierteljahrhundert her – des Nachts ein Traum:

Ich wollte durch die Sakristei meiner Heimatkirche in den Altarraum gelangen. Der mir seit Kindertagen vertraute Küster zeigte bereits an der Tür achselzuckend auf einen Kreis von Geschäftsleuten bzw. Managern, gekleidet in feinen Anzügen. Sie versperrten mit ihren Aktenkoffern den Zugang zu Hochaltar und Kirchenschiff. Ebenso war draußen das Hauptportal verschlossen. Unter der Petrus-Figur des Portals konnte ich nur meine Klage singen, ein *Lied von der verlorenen Heimat*.

Ich wusste damals, dass im Traum und in meinem Leben ein *verschütteter* Zugang ins Innere des Kirchenschiffs freigelegt werden musste. Die bekannten offiziellen Wege waren abgeschnitten. Ohne das Innewerden dieser Traurigkeit hätte ich nicht zu einem neuen Weg aufbrechen können. Später zeigte ein anderer Traum ein Licht:

Zu sehen war eine Gestalt, die nach der Art mancher Heiligenfiguren ein Kirchbau-Modell in den Händen hielt und mich fragte: „Glaubst du denn wirklich, *das* sollte Kirche sein?“ Gleichzeitig konnte ich einen Menschen sehen, der von *innen* hell erleuchtet war.

Ohne das Licht, das jeden Menschen erleuchtet (Joh. 1,9), bleibt Kirche ein bloßes Steingebäude oder nur ein Apparat. Von Kirche sollten wir da sprechen, wo Dunkles sich in Menschen erhellt und Licht sich im Kreis, in Begegnungen weiterverschenkt. Dabei könnten wir lernen, dass das Licht, von dem das Johannesevangelium kündigt, keineswegs nur Katholiken oder andere Christen erleuchtet. Wir können uns allerwegen beschenken lassen.

5. Die Angst, „Mama und Papa“ auf dem eigenen Weg zu verlieren

Es ist aber gar nicht so einfach, für katholisch Sozialisierte, aufzubrechen und sich selbst auf die Suche zu begeben. Wir haben ja verinnerlicht, dass die Kirche unsere große Mutter ist – und diese große Übermutter besteht merkwürdigerweise noch obendrein aus lauter „heiligen Vätern“. Wenn daraus regelrechte psychologische Komplexe erwachsen, sollten wir uns an Jesus erinnern: *Wer von euch nicht Vater und Mutter verlässt, der kann mit mir den neuen Weg nicht gehen.*

Im katholischen Milieu darf man das ganz wörtlich nehmen. So mancher hat bei einem neuen Verständnis von Christentum, bei einer schmerzlichen Ehescheidung, bei einem schwulen oder lesbischen Coming Out oder gar bei einem Kirchenaustritt die Angst verspürt, den eigenen Eltern untreu zu werden. (Diese Angst vor der Courage, den eigenen Weg zu gehen, darf nicht unterschätzt werden.) Aber was für eine Treue wäre das, wenn man nicht erwachsen wird und in Treue zu sich selbst den eigenen Weg gehen kann? Wie sollten wir anders – auch gegenüber den Eltern – dankbare Menschen werden?

Bei mir persönlich ist es zu keinem Bruch mit den Eltern gekommen. Im vorletzten Jahr habe ich viele Wochen meine Mutter im Elternhaus versorgt, und ich war glücklich, dass ich bis zum letzten Atemzug mit ihr gemeinsam beten und singen konnte. Mein erzkatholischer Vater war der erste, dem ich sagen konnte, dass ich homosexuell bin. In seinem Sterbejahr hatte er viele Ahnungen von Gottes Herrlichkeit, die nicht aus dem Katechismus stammten. In seiner letzten Woche hat er auf plattdeutsch gesagt: „Ich glaube nicht, dass es eine Hölle gibt.“ Man muss die Ängste seiner Generation kennen, um solche Gewissheit von Gottes Güte als großes Geschenk würdigen zu können.

Ich möchte beim Bild der Eltern bleiben: Man kann auch als längst erwachsener Mensch nach dem Tod beider Eltern das Gefühl bekommen, ein vater- und mutterloses Kind zu sein. Wie hilfsbedürftig die Eltern zum Schluss waren, das spielt dabei keine Rolle. Wenn Leute angesichts der Umbrüche in der Kirche oft aggressiv werden – vor allem gegen uns „Kirchenreformer“ –, dann sagen sie im Grunde nur: „Ich will Mama und Papa nicht verlieren!“ Der ganze traditionalistische Sektenflügel in unserer Kirche lebt aus dieser Angst. Abraham, Urbild jedes Glaubenden, zog heraus aus seinem Vaterhaus und brach auf in die Weite, in ein unbekanntes verheißenes Land. Die Fundamentalisten fürchten diese Offenheit des Gottvertrauens. Sie wollen stattdessen ein mit „dogmatischem Beton“ und zwanghaften Vorschriften gesichertes „Zuhause“, das die Angst nur betäubt.

6. Die Angst angesichts des Traditionsabbruchs in der eigenen Familie

Aber die Angst bezieht sich auch auf die nächste Generation. Die Kinder gehen auf einmal nicht mehr in die Kirche, halten das alles für Oberquatsch. Die Generation meiner Eltern bekam dann ein schlechtes Gewissen: „Was haben wir falsch gemacht?“ Kein Seelsorger sagte: „Es liegt nicht an euch! Schaut euch um: die Jungen gehen reihum davon. Vielleicht haben vor allem wir, die Kirchenleitungen, etwas falsch gemacht!“

Nach einer schier unvorstellbaren Beschleunigung ist der Traditionsabbruch in den Familien mit der jetzigen Schüler- und Auszubildenden-Generation endgültig vollzogen. Ich habe mit den Kindern meiner fünf Geschwister im letzten Sommer eine ganze Nacht disputiert. Der eine hat einen sehr intelligenten jungen Christen im Freundeskreis, der gerade eine Krebskrankheit überstanden hat. Er beichtet mir aber, er selbst wäre Atheist. Mein ältestes Patenkind fragt mich, wie ich denn als studierter Mensch mit diesem mittelalterlich-feudalen und kindischen Weltbild in der katholischen Messe zurande käme. Es ist ein wirkliches Drama, dass die radikale Krise der tradierten Glaubenssprache in der obersten Kirchenleitung gar nicht wahrgenommen wird. Rom hat „ganz andere Sorgen“ und ist gewillt, die Krise noch weiter zu verschärfen. Im Moment will man dort, dass die freien Übertragungen der weltkirchlichen Liturgiebücher in die jeweilige Landessprache durch ungenießbare wörtliche Zwangsübersetzungen ersetzt werden. Außerdem betreibt man die Wiedereinführung einer beziehungslosen mittelalterlichen Liturgie, die dem Kirchenbild des letzten Konzils eindeutig widerspricht und mit großem Recht abgeschafft worden ist.

Wir brauchen uns nichts vorzumachen: Die kirchliche Sprache, ja jeder Satz im Glaubensbekenntnis, ist für die junge Generation einfach nicht mehr verstehbar. (Von den sogenannten Morallehren wollen wir gar nicht erst sprechen.) Die Kinder meiner Geschwister sind wirklich alle gut geraten. Ich brauche auch die Kirchenfernen unter ihnen nicht zu missionieren. In ihren Lebensansichten ist vielmehr Christentum als sie vielleicht wissen. Aber ihre Fragen an uns sind eine große Hilfe beim Aufbruch: Wir müssen ja jenseits der vertrauten Formeln eine neue Sprache finden. Deshalb sollten wir das Kopfschütteln der Jungen als *Geschenk* zu sehen lernen.

7. Die Angst vor dem Sterben der Kirche und dem Tod des katholischen Milieus

Wohin führt das alles? Stirbt am Ende gar die Kirche? Gehören wir zu einem untergehenden Schiff? 180.000 Kirchengaustritte sind allein für das letzte Jahr zu verbuchen. Die traurigen Skandale um die sexualisierte Gewalt in der Kirche wirken beschleunigend auf die ganze Entwicklung, aber sie sind keineswegs die zentrale Ursache für den Niedergang der verkirchlichten Milieus.

Jeder, der Augen und Ohren hat, kann mitbekommen, dass wir in einer zweiten Säkularisation stecken. Christen werden bald schon auch bei uns eine Minderheit sein. Die Zeit des christlich und kirchlich bestimmten Gemeinwesens ist vorbei. Und hatte Jesus sich das wirklich so gedacht: Nachfolger, die in seinem Namen in zwei Weltkriegen die Waffen, Soldaten und

„Siege“ gesegnet haben? Eine kirchliche Obrigkeit, die auf Schritt und Tritt mit den Mächtigen dieser Welt auf Gruppenfotos posiert? Die junge Kirche des dritten Jahrtausends wird sich durch solche Bedeutsamkeitsversprechen nicht mehr korrumpieren lassen. Das Ende der ganzen mittelalterlichen Kirchenära bekommen natürlich auch die Traditionalisten mit. Junge konservative Priester, die sich so auf das große Ansehen bei den Leuten gefreut hatten, sind enttäuscht und beschimpfen auf einmal das übriggebliebene katholische Milieu: „Außer Feiern und Bier trinken habt ihr ja doch nichts im Sinn!“ Und sie suchen sich dann die wenigen Schäfchen heraus, die einen Priesteranbetungsverein brauchen. Die Zahlen sprechen aber eine eindeutige Sprache: nur eine sehr kleine Minderheit von Katholiken stützt den Kurs jener Traditionalisten, die das II. Vatikanische Konzil verraten und unsere Kirche auf dem Niveau einer längst vergangenen Epoche restaurieren wollen. Aber mal ganz ehrlich: Wir sind doch auch verunsichert. In der großen Dorfprozession singt man viel lieber „Gelobt sei Jesus Christus“ und freut sich auf das laute Brausen der Orgel beim Einzug in die Kirche. Da lässt es sich doch viel leichter glauben als inmitten eines kleinen Prozessionshäufchens, das verloren durch sonntagsleere Straßen der Stadt zieht. Die Angst vor Heimatverlust bezieht sich auch auf die vertraute Sprache und altehrwürdige Formen (ich selbst habe da eine merkwürdig konservative Stube in meiner Brust). – Und wenn jetzt sonntags nach der Messe viele jüngere Leute, gleichaltrige Bekannte und befreundete Familien wegbleiben und nicht mehr auf dem Kirchplatz stehen, fühlt sich mancher sehr einsam und fragt: „Mit wem bleibe ich hier am Ende noch zurück?“

Ich möchte dazu an dieser Stelle nur zwei Gedanken vortragen:

a) Der Priester Josef Wittig war mit seiner erzählenden Theologie sozusagen der „Drewermann der 1920er Jahre“, zeitwillig sogar exkommuniziert. Als er nach dem zweiten Weltkrieg Schlesien verlassen musste, hatte er auf einmal das Gefühl, mit seiner erzkatholischen Heimat auch Gott verloren zu haben. Und dann sagte er zu sich selbst (sinngemäß): „Wenn >Gott< so eng an deine kleine, vertraute Heimatwelt festgekettet war und jetzt weg ist, dann kann das nicht Gott gewesen sein. Bleib auf der Suche nach ihm.“ Dieser Zuspruch ist angesichts der Auflösung unserer überkommenen Kirchenbeheimatung im Milieu unglaublich aktuell.

b) Aber andererseits muss sich das katholische Milieu von keinem beschimpfen lassen, der aus unserer Kirche eine traditionalistische Sekte mit konservierten mittelalterlichen Verhältnissen machen will. Die Landschaften und Dörfer zehren im guten Sinn noch heute von sozialen Energien, die aus den verkirchlichten Milieus kommen. Im Zeitfenster der nächsten zehn Jahre etwa haben die letzten Leute, die noch im katholischen Milieu groß geworden sind und stabile Glaubenshaltungen entwickeln konnten, die Aufgabe, den Aufbruch in unserer Kirche voranzubringen. Sie sind nämlich die letzten, die – aus Liebe – überhaupt noch an einer Zukunft der Kirche interessiert sind. Und dieses Milieu hat eine große Stärke: es ist in seiner Bodenständigkeit wenig anfällig für den neuen Fundamentalismus. Aus Erfahrungen von Verbundenheit und Geborgenheit heraus sagt es auch ganz selbstbewusst: „Dies ist *unsere* Kirche, sie gehört nicht irgendeinen Prälaten da oben oder bestimmten elitären, sektiererischen Kreisen! Es ist die Kirche unserer Vorfahren, und sie soll in einer neuen Zeit auch die Kirche unserer Kinder und Kindeskinde werden.“

8. Die Angst, Priester als Menschen zu sehen – und die Angst in der Kirchenleitung

Der Papst hat unlängst den heiligen Pfarrer von Ars zitiert: „Nach Gott ist der Priester alles.“ Kardinal Meisner meint: „Gottes Herz hat in der Welt aber nicht irgendeine Gestalt angenommen, sondern die Gestalt des Priesters.“ Der Katechismus legt fast eine „Vergöttlichung“ der geweihten Männer nahe. Man kann sich vorstellen, welche Angst es

unter solchen Voraussetzungen macht, den Priester einfach als Menschen, als *liebesbedürftigen und zerbrechlichen Menschen* zu sehen.

Doch das amtlich verordnete Priesterbild ist unbiblisch und unmenschlich; es bewirkt das genaue Gegenteil des hohen „Ideals“. Bischof Walter Mixa hat keine sexualisierte Gewalt an Kindern ausgeübt. Aber er erscheint uns nach den jüngsten Enthüllungen als ein unglücklicher Mensch mit einer unversöhnten Begabung der Zuneigung zum gleichen Geschlecht und einem ausgewachsenen Alkoholproblem. Die Wahrheit ist: Wir haben zu viele Priester, die sich ungeliebt fühlen, die einsam, überarbeitet und extrem seelsorgebedürftig sind. Wo es in der Kirche so bestellt ist, muss mit der Wahrnehmung der Charismen (Gnadengaben) und der Gestaltung der Dienstämter etwas nicht stimmen.

Wir brauchen Priester aus Fleisch und Blut, so schön und so schwach wie alle Menschen. Wenn Gott sie zur Liebe ruft, dann sollen sie folgen können. Wenn sie im Kreißsaal bei der Geburt des eigenen Kindes Freudentränen weinen, dann freuen wir uns mit ihnen. Wo sie scheitern, stehen wir als Geschwister an ihrer Seite. Und natürlich können wir uns von den Priestern (und Priesterinnen der Zukunft) kindlich segnen lassen, denn das ist einer ihrer Dienste in der Gemeinde. Aber wir alle sind gleichzeitig Priester und können auch segnen, so sagen es die Bibel und das letzte Konzil. Wer segnet am guten Ende? Gott allein.

Auf der anderen Seite gilt es, die Ängste in der Kirchenleitung selbst zu sehen. Da gibt es einmal die hässliche Seite: Leute, die Angst haben, dass sie ihre Privilegien, ihre Macht, ihre große Bedeutung, ihre mitunter sehr stattlichen Einkünfte, ihre kostbaren Verkleidungen, ihre selbstverliebten Zeremonien, ihre Priesteranbetungsvereine undsoweiter verlieren. Da kann man nur sagen: Diese Vertreter von sogenannter Kirchenleitung haben zu Recht Angst. Das Ende der absolutistischen Herrschaft in der Kirche lässt sich nicht länger aufhalten. Für das Verschwinden des ganzen feudalistischen Schnickschnacks in den oberen Kirchenetagen werden wir – ganz im Sinne Jesu – schon mit viel Humor Sorge tragen.

Aber da gibt es „oben“ auch die anderen. Sie kommen aus unseren Milieus und haben einmal mit großen Träumen angefangen. Wenn sie ehrlich sind, werden sie sagen: „Wir können uns die Priester nicht aus den Rippen schneiden. Wir wissen im Moment auch nicht mehr weiter, wir brauchen Hilfe, einen neuen Weg!“ In diesem Fall können wir sagen: „Bruder Bischof, wir lassen das Hochwohlgeboren, das Hochwürdige und die Exzellenzen mal in der Mottenkiste. Bruder Bischof, wir gehen ab jetzt als Geschwister, gleichberechtigt Seite an Seite, so wie es sich in der Gemeinde Jesu gehört. Du sollst sehen, dass du dann viel Hilfe bekommst und dass dir dein Dienstant wieder Freude machen wird!“

Nun sind aber auch die offenen Bischöfe durch unbedingte Gehorsamsversprechen eingebunden in einen absolutistischen Herrschaftsapparat, der unsere Kirche an allen Enden blockiert. Deshalb haben gerade die Getauften in weniger autoritär geführten Bistümern heute die Pflicht, ihren Hirten mit frommem Ungehorsam voranzugehen. Denn es kann ja weiterhin nur deprimieren, im Ordinariat um Erlaubnis für neue Wege zu betteln, obwohl dort keiner die entsprechenden Erlaubnisse erteilen kann. Anders würde es aussehen, wenn wir mindestens zehn couragierte Bischöfe im Lande hätten, die sich gegenseitig brüderlich stützen und mit den Gemeinden unten ein Bündnis eingehen. Das ist zur Zeit aber nicht der Fall.

9. Die Angst vor der eigenen Mündigkeit in einer Gemeinde ohne Priester

Die Klerikerkirche stirbt. Die Zahlen für die nächsten Jahrzehnte sind ganz eindeutig. Die üblichen Pastoralpläne in den meisten Bistümern sind nichts anderes als verzweifelte Priestermangel-Anpassungspläne. Alles wird auf den Kopf gestellt: Der Priester ist nicht mehr für die Gemeinde da, sondern umgekehrt. Aus den dann toten Ortsgemeinden sollen alle zur weiter gelegenen, zentralistischen Priester-Eucharistie wallfahren (was nicht funktioniert). Pfarrverbände sind in manchen Diözesen bald so groß wie ehemalige Altkreise. Wer als

Bischof ernsthaft solche Lösungen anbietet, verletzt aufs größte seine Verantwortungspflicht. Wo man schon besonders radikal viele Gemeinden „ermordet“ hat, bezeichnen einige das als „Kirchenverfolgung von oben“ (ich meine, dass dieser drastische Sprachgebrauch angesichts der Gleichgültigkeit in den oberen Etagen gerechtfertigt ist). Dieser Kamikazekurs kann sich unmöglich durchsetzen. In der französischen Diözese Portiers weist ein Bischof Auswege: mehrere Laien leiten in ihrem Dorf die Gemeinde und suchen andere Getaufte mit besonderen Begabungen für die unterschiedlichsten Dienste (z.B. Taufe, Beerdigung, andere Liturgien). Die Kirche bleibt nah, sie bleibt bei den Menschen. Es läuten weiterhin die Sonntagsglocken, auch wenn kein Priester mehr am Ort ist. Im Bistum Hildesheim wird jetzt ein ähnliches Modell erprobt (vgl. Publik-Forum Nr. 7/2001, S. 10). Es stimmt einfach nicht, dass die Alternativen fehlen.

Und jetzt kommt bei vielen die Angst: „Können wir das überhaupt ohne Priester, ohne die studierten Theologen?“ Nun, es geht schon längst, in der katholischen Kirche vielleicht viel besser als bei anderen. Bei meinem vorletzten Krankenhausaufenthalt hat z.B. eine Frau aus der nahen katholischen Gemeinde mit mir einen Kommuniongottesdienst am Krankenbett gefeiert. So schön und ehrlich habe ich das noch nie erlebt. Viele Christinnen und Christen begleiten Menschen beim Gesundwerden oder auf dem letzten Weg hin zum Sterben. Warum sollten sie dabei nicht die Kranksalbung feiern können, die wegen des Priestermangels dort, wo sie heilsam wirken könnte, meist gar nicht mehr ankommt. Die Glaubensunterweisung für die Nachwachsenden ist schon längst in den Händen von vielen Gläubigen. Gewiss, nicht jeder, der gerne predigen möchte, hat auch wirklich die Gabe dazu. Aber warum dürfen Gemeinden nicht selbst herausfinden, ob in ihrer Mitte eine Christin oder ein Christ mit dieser Gabe beschenkt ist? Wir sollten den Heiligen Geist nicht mit dem Zwang zum Verlesen ausgedruckter Homilien beleidigen.

Ich bin weiß Gott für (akademisch) ausgebildete Theologinnen und Theologen in der Kirche, aber von den ersten Jüngern und Aposteln hatte wirklich kein einziger Theologie studiert. Eine Frau aus meinem Heimatdorf schrieb nach Lektüre meines Kirchenreformbuches: „Peter, ich verstehe nicht alle theologischen Diskussionen. Aber ich meine, was wir jeden Sonntag von Jesus hören, das ist doch so menschlich und leicht verstehbar, das sollen wir doch einfach leben.“ Fragt euch selbst: die Gleichnisse z.B. aus dem Lukas-Evangelium, muss man zehn Semester studieren, um sie zu verstehen?

Im ersten Johannesbrief steht: „Ihr braucht euch von niemand belehren zu lassen. Alles, was seine Salbung euch lehrt, ist wahr.“ Das letzte Konzil nennt diesen subversiven Vers und spricht dann vom gemeinsamen Priestertum aller Getauften (Lumen gentium; vgl. 1 Petrusbrief 2,9f). – Ich möchte zusätzlich auch vom gemeinsamen Theologentum aller Getauften sprechen. – Wir sollten uns gegenseitig ermutigen, dem eigenen Herzen zu vertrauen. Wir sind nicht getauft und gefirmt worden, um als unmündige Schafe einem goldenen Stab hinterherzulaufen. Vielleicht haben wir erst in einem halben Jahrhundert wieder überall ordinierte Priester. Aber an Priesterinnen und Priestern wird es uns in der Zwischenzeit gewiss nicht mangeln.

Ich möchte an dieser Stelle noch einmal einen Traum erzählen: einen Traum, den ein alter und sehr kirchentreuer Katholik mir in den 1980er Jahren anvertraut hat:

Am Fronleichnamfest kommen die Prozessionen aller Nachbargemeinden zu einem Gottesdienst zusammen. Aus jeder Ortschaft soll eine Frau oder ein Mann eine Ansprache halten. Der Träumer ist sehr unruhig, weil ihm selbst das Schlusswort anvertraut worden ist. Er hat dafür das Manuskript noch nicht fertig, weiß aber: „Wenn ich einmal angefangen habe, dann wird es gehen!“ Jetzt kommt er mit seiner Schwester abseits der Prozession auf eine grüne Weide, wo sich beide zwischen Kühen und

Kälbern niederlassen. Die Schwester diktiert ihm Gedanken zur Schlussrede: „Sag ihnen über unseren Herrgott nicht, dass wir Ihn durch das Land tragen, sondern dass Er uns alle trägt!“ „... und alles, was Ihr seht, das hat Er uns gegeben, umsonst, und auch, was da oben ist. [...] Sag aber auch, dass die Leute nicht mehr so naiv beten sollen.“ Am Ende dieses Wiesengesprächs ist der Träumer sehr zufrieden. Für seine Predigt ist nun alles beieinander.

Dieser Traum fiel in eine Lebensphase, in der dem Träumer viele institutionelle, äußere Sicherheiten seiner religiösen Tradition fragwürdig geworden waren. Sein Unbewusstes fand die Antwort auf diese Zweifel keineswegs in einer Absage an die überkommene Kirchlichkeit. Die Fronleichnamsprozession ist der Rahmen des Geschehens und wird nirgendwo abgelehnt. Dennoch gibt es Bruchstellen zur Tradition: Nirgendwo taucht ein Priester auf, während die so genannten „Laien“ – Frauen und Männer – ausdrücklich das Wort erhalten. Der Träumer selbst, also sein *bewusstes Ich*, soll die gültige Schlussrede sprechen, d.h. einen *eigenen* Standort einnehmen, statt nur Mitläufer der Prozession zu sein. Wenn er dazu den Anfang findet, kann er den eigenen Weg auch gehen. Der zentrale, beim Träumer besonders nachklingende Satz schließt ein magisch-priesterliches Missverständnis der „Monstranz“ aus und bezeugt zugleich eine tiefe Glaubenserfahrung: „*Nicht wir tragen ihn. Er trägt uns.*“

10. Die Angst in der Reformbewegung vor Konflikten und Spaltungen

Es soll nun keiner meinen, die sogenannten Laien wären per se immun gegen den Götzen Macht (Klerikalismus kann es gerade auch bei „Laien“ geben). Nach meiner Erfahrung können in den fortschrittlichsten Gruppen auf einmal Leute auftauchen, die ihre Machtspielchen aus Parteien, Vereinen etc. einbringen. Dann fängt es an, schwierig zu werden. Bei Technokraten und Verbandsfunktionären wäre der Aufbruch in der Kirche sowieso nicht gut aufgehoben.

Es gibt keine Garantiescheine für Harmonie und Konfliktfreiheit. Auch deshalb plädiere ich für eine *fromme* Kirchenrevolte:

- Bei uns in der Kirchenreformbewegung soll es nicht so sein, dass auf andere Druck ausgeübt wird (der Kirchenaufbruch darf nicht als neue Arbeitsbürde oder Pflicht missverstanden werden; es geht vor allem auch um ermutigende Perspektiven für Christen, die sich schon jetzt in Pfarrgemeinderäten etc. engagieren).
- Jede und jeder fragt sich, wo vielleicht doch Machtausübung und Hunger nach Bewunderung unbewusste Motive für ein Engagement sind.
- Im Fall des Falles kann es auch sein, dass bestimmte Wege sich wirklich nicht gut miteinander vertragen; da sollte man dann – mit Respekt – ehrlich sein.
- Schließlich, im ungünstigsten Fall, sind auch Kirchenreformgruppen keine unantastbaren Götzen; man kann sie ohne Weltuntergang auch wieder auflösen.

Weil manche Reformwillige noch immer auf Autoritätskonflikte und eine Anerkennung durch die kirchliche Obrigkeit fixiert sind, gibt es leider immer noch zu viele unfruchtbare Lamentos und ungezielten Aggressionsabbau. Strategien, bei denen man ständig vor Betonwände anrennt und Ohnmachtserfahrungen einsammelt, führen zwangsläufig dazu, dass die Aggressionen am Ende wieder nach unten bzw. nach innen gerichtet werden.

Besser ist es, wenn wir aus einer gespürten Traurigkeit heraus und aus Liebe zur Kirche bei uns unten mit der Gemeinde von morgen schon beginnen, indem wir uns gegenseitig ermutigen und fröhlicher werden. Selbstredend werden wir dabei aufhören, ständig die Verfechter eines sterbenden Systems um Erlaubnis zu fragen (dass der gegenwärtige amtliche Kurs der Kirche nicht gut tut, liegt ja offen zutage). Die Vorwegnahme des Neuen ist etwas

ganz Zentrales! Ohne *herzliche Geschwisterlichkeit*⁵ und das Einüben des „Gemeinsamen Gewinnspiels“ jenseits von allen Konkurrenzmodellen ist der Aufbruch wirklich von vornherein unmöglich. Wer nicht Spaß dabei verspürt, sich gegenseitig Bälle zuzuspielen, ist fehl am Platze. Offene Horizonte, Beziehungsnetze, Herzlichkeit und gelebte ökumenische Geschwisterlichkeit, anders kann die fromme Revolte keine Kreise ziehen.

Neben der Herzlichkeit ist die *Kreativität* ganz wichtig. Wir brauchen im Aufbruch eine Kultur der Bilder, Symbole, Gesten, Erkennungszeichen, Dichtung, Filme, Musik ... Neue Formen – vom „Laiengottesdienst für die Reform der Kirche“ bis hin zur Mahnwache wie jüngst in Bonner Gemeinden – sind notwendig. Und außerdem: Lachen ist unbedingt erlaubt. Der Humor sollte in den Ausdrucksformen der Kirchenreformbewegung nie fehlen (ich empfehle hier z.B. die schönen Postkarten des Vereins „Tagsatzung“ im Bistum Basel oder von Annelie Hürter aus der Wir-sind-Kirche-Bewegung des Bistums Eichstätt).

*

Die Angst vor Konflikten wird oft ausgenutzt. Dann heißt es z.B., man solle doch bitte alles auf der rein „sachlichen Ebene“ verhandeln und nicht emotional werden. Das sagen aber oft Leute, die mit ihrer „Mitra“ um Milchstraßen von allen anderen Mitchristen entfernt sind (indem sie alles diktieren können, während die andern förmlich gar nichts zu melden haben). Bei Erfahrungen von Machtausübung und Ohnmacht müssen Gefühle immer zur Sprache kommen. Alle andere kann nicht dem Frieden und der Verständigung dienen.

Ein anderes Totschlagargument heißt „Kirchenspaltung“. Hier empfiehlt es sich, das Argument einfach immer herumzudrehen. Wie vielfältig und verschieden die vielen Gemeinden sein dürfen, davon zeugt die unglaubliche Vielfalt der Anschauungen und Formen unter dem gemeinsamen Dach der christlichen Bibel. Wer es einer Ortskirche oder Gemeinde Jesu von oben herab verbieten will, in großer Einmütigkeit neue Wege zu beschreiten, der betätigt sich – durch die Absolutsetzung des eigenen Standortes – als Kirchenspalter. Denn die Gemeinschaft von Bistum und Weltkirche ist nur als Einheit in Vielfalt möglich. Sie erfordert auf dem Boden des Neuen Testaments keineswegs Uniformität.

11. Die Angst vor Repressionen im hierarchischen Kirchensystem und vor Vergeblichkeit

Die Angst vor Repressionen von oben – in der Kirche – ist für Leute mit Amt und finanzieller Abhängigkeit nicht ganz unbegründet. In meinem Ortsbistum Köln ruft man z.B. sogar intelligente Nonnen an, sie sollten ja nicht zu einer bestimmten Veranstaltung einer bestimmten, dem letzten Konzil sehr verbundenen Akademie gehen. Aber wir wollen auf dem Teppich bleiben. Besonders Priester, die neue Wege gehen, werden so leicht doch nicht rausgeschmissen. Und Wasserwerfer stehen selbst den starrsinnigsten Ordinariaten nicht zu Verfügung.

Wer will etwas dagegen unternehmen, wenn ein römisch-katholischer Kirchenchor in der evangelischen Gemeinde geschlossen zum Abendmahl geht? Wer kann es verbieten, wenn an einem Ort Katholiken auch in einer ökumenischen Gottesdienstgemeinde ein Zuhause finden oder in ihren Häusern – z.B. auch unter der Leitung eines verheirateten katholischen Priesters – zu gemeinsamen Mahlfeiern einladen? Wenn der fromme Ungehorsam (oder sagen wir: der fromme Gehorsam) in vielen Gemeinden Schule macht, dann nützen den Kirchenleitungen auch jene Bestimmungen der römischen Zentrale nichts mehr, die uns „Laien“ (d.h. die Angehörigen des Gottesvolkes) im Grunde genommen völlig rechtlos machen. Die

⁵ Nichts fürchtet das klerikale System von Macht und Unfreiheit so sehr wie Christenkreise, die innerhalb der Kirche in herzlicher Verbundenheit – und Verschiedenheit – zusammenarbeiten! Deswegen werden in autoritär geführten Bistümern auch da, wo unten Gemeinden, Gruppen etc. in gelungenen Beziehungen miteinander das Christsein wagen, gewachsene Strukturen zerschlagen und Seelsorger anderswohin versetzt.

Möglichkeiten, uns heute ohne einen mächtigen finanziellen und hauptamtlichen Apparat zu vernetzen, sind unwiderruflich da.

Allerdings gibt es meiner Meinung nach eine wichtige Grundregel für den frommen Ungehorsam: Es sollten keine „Menschenopfer“ provoziert werden, denn sobald es Kirchenleitungen möglich gemacht wird, Leute zu maßregeln, sind wir wieder beim alten und völlig untauglichen Modell der Autoritätskonflikte anbelangt. Deshalb sollten bei wirklich neuen Wegen hauptamtliche Mitchristen, die finanziell von der Amtskirche *abhängig* sind, nicht federführend oder verantwortlich in Erscheinung treten. Für dieses kluge Vorgehen gibt es noch andere Gründe. Keiner von uns ist so heilig, dass er bei finanzieller Abhängigkeit nicht doch wieder in unbewusste Selbstzensur und Kleinmütigkeit geraten könnte.

Dennoch kann ich die Angst vor Vergeblichkeit gut verstehen (der Reformkatholizismus hat ja in zwei Jahrhunderten zahllose ernüchternde Erfahrungen gemacht). Viele Schwestern fragen zum Beispiel: „Lässt sich diese reine Männerherrschaft überhaupt aufbrechen? Sind die oberen Kleriker überhaupt in der Lage, zu verstehen, wie skandalös eine Kirche ist, in der wir Frauen in der Kirchenleitung gar nicht vorkommen? Wissen die Herren nicht, dass bei uns die Kirche schon längst tot wäre ohne die Frauen?“ An dieser Stelle kann ich nur sagen: keine Kompromisse in der Kirchenreformbewegung; volle Gleichberechtigung, nicht nur ein paar mehr weibliche Alibifunktionen (wie z.B. das Diakonat der Frau)! Es geht nicht um eine äußerliche Frage der Kirchenstruktur, sondern um Theologie und *Glaubensbekenntnis* (die Traditionalisten lehren nämlich, nur das Männliche könne „Gott“ repräsentieren). Wenn die Frauenfrage nicht gelöst wird, gibt es keine Zukunft für die Kirche. Mehr noch: ohne ein neues Zeitalter jenseits der Männerherrschaft wird es für die Erde insgesamt keine Zukunft geben.

Als Fußnote sei angefügt: gegen das Anbringen von Bibelziten gibt es im kirchlichen Gesetzbuch keinen Paragraphen. Jeder Gemeinde steht es frei, in ihrer Kirche in Großbuchstaben den Galaterbrief zu zitieren, dem zufolge es nicht mehr den Unterschied von Mann und Frau gibt, sondern alle eins in Christus sind.

12. Die Angst vor der historischen Wahrheit über die Geschichte unserer Kirche

Oben und unten gibt es eine Angst, die Geschichte unserer Kirche ganz wahrheitsgetreu anzugucken. Wir sonnen uns darin, dass manche unserer Vorfahren ernsthafte oder sogar tödliche Konflikte mit den Nazis hatten. Aber als sechs Millionen Menschen industriell ermordet wurden – und das waren unsere jüdischen Geschwister – da hat Papst Pius XII. jahrelang heldenhaft geschwiegen – und dafür soll er heilig gewaschen und selig gesprochen werden (wir werden in nächster Zeit noch mit mehr Büchern und Kitschfilmen zu rechnen haben, die dem zuarbeiten). Hunderttausende Katholiken haben bei dem Mörderregime mitgemacht, und die Bischöfe haben sie 1933 dazu noch ermutigt (und die widerständige Basis des politischen Katholizismus bei dieser Gelegenheit zum Schweigen verurteilt) ... Doch so geht es nicht. Wir beten Gott an, nicht die Kirche. Eine Kirche, in der es nur einen Funken Frömmigkeit gibt, wird ihre schändliche Geschichte selbst kritischer aufarbeiten als jeder kirchenfeindliche Historiker. Jeder von uns hat nur Ausblicke für die Zukunft, wenn er seine eigene Lebensgeschichte auch mit allen dunklen Abgründen angstfrei zu sehen lernt. Genauso verhält es sich bei der Kirche.

Im Übrigen: die kritische Geschichtswissenschaft ist eine wichtige Verbündete der Kirchenreformbewegung und von den offenen Katholiken der Neuzeit stets geschätzt worden. Hingegen biegen sich die Drahtzieher einer autoritären Kirche bis heute die Geschichte stets so zurecht, wie es ihnen gerade passt. Das können wir ihnen nicht durchgehen lassen. Die Kirchenreformbewegung kann das Feld des Historischen aber auch auf andere Weise betreten. In der amtlichen Geschichtsschreibung des Ultramontanismus wurden die Gestalten und Aufbrüche des offenen bzw. kritischen Katholizismus mit schöner Regelmäßigkeit einfach totgeschwiegen. Deshalb ist es spannend, heute von unten die Ortskirchengeschichte –

von der Gemeinde bis hinauf zum Bistum – neu zu erforschen und darzustellen (eine katholische Heimatgeschichte der anderen Art ist also angesagt). In Eurem Bistum wäre dabei natürlich an Bischof Karl Joseph von Hefele zu erinnern, der die fatale neuzeitliche Kursrichtung des römischen Kirchenschiffs von 1870 in aller Klarheit durchschaut hat.

13. Die Angst vor der Aufklärung: „Das ist ja alles nicht wahr!“

Nun geht es allerdings ans Eingemachte. Was ist, wenn am Ende alles gar nicht wahr ist von dem, was wir in der Kirche hören. Solche Gedanken tauchen auf in einer Kirche, die spätestens seit der Aufklärung bis hin zum Zweiten Vatikanum und dann wieder ab den 1980er Jahren alles freie Denken verboten hat (hier haben wir eine jener Nahtstellen, die den Zusammenhang von Kirchenstruktur und sogenannter „Gotteskrise“ verdeutlichen). Karl Rahner, der Kirchenvater des 20. Jahrhunderts, ist heute unerwünschte Lektüre und wird aus den Arbeiten von Lehrstuhlbewerbern wieder herausgestrichen. Eugen Drewermann, der wie kein anderer Wege zu einem heilenden Christentum in der Nachfolge Jesu gewiesen hat, ist schon lange verboten ... Wirklich kritische Geschichtswissenschaft, moderne Kosmologie, Biologie, Psychologie, Hirnforschung ... – die kirchenamtliche Theologie tut munter so, als müsse man das alles nicht zur Kenntnis nehmen.

So will man felsenfeste Sicherheiten beibehalten und verliert am Ende Gott. Den Gott mancher Katechismus-Systeme zu verlieren, ist aber vielleicht sehr heilsam. Wir könnten jenseits einer biologischen Jungfrauengeburt lernen, dass die jungfräuliche Geburt allen Lebens eines der wichtigsten Glaubensbilder ist. Wir könnten erfahren, dass die zerbrechliche Ahnung einer grenzenlosen Güte wertvoller ist als jede dicke Dogmatik. Wir würden lernen, dass Atheisten uns tiefe Gedanken und Erfahrungen mitteilen können, die uns innerlich froh machen.

Gott besitzen und verwalten zu wollen, das war nie fromm. Im dritten Jahrtausend darf Gott uns fehlen – bis hin zu Schmerz und abgrundtiefem Zweifel. „Gottes ledig“ sagen die Mystiker. Es ist gar nicht bequem, sich auf diese offene Suche zu begeben. Doch wie beglückend wird dieser Weg, wenn wir auf einmal befreiende Erfahrungen, von denen die Bibel erzählt, da finden, wo wir sie gar nicht vermutet hatten.

14. Die Angst vor dem wahren Gesicht der „christlichen Zivilisation“ und vor dem Ernstfall auf unserem Planeten

Wir alle haben Sorge genug um Familie, Freunde, uns selbst. Wo sollten wir die Kraft hernehmen, die großen Abgründe auf dem Planeten auch noch anzuschauen? Die Wahrheit ist, dass unsere westliche „christliche“ Zivilisation in der ganzen Geschichte der größte Kriegsmotor gewesen ist und noch heute über den Riesenanteil der mörderischen Kriegsapparate auf der Erde verfügt. Unser Kulturkreis gehört zu den 15 Prozent der Menschen, die für sich je rund Zweidrittel aller Ressourcen und Energievorräte, aller Wirtschaftseinkommen und allen Konsums beanspruchen. Eine Milliarde Menschen hungern, an den Börsen wird unverdrossen mit Weizen und Reis spekuliert. Es gibt überhaupt gar keine Worte, um das globale Verbrechen hinreichend zu benennen. Noch wird der Aufruf hin zu einer prophetischen Kirche (www.leben-in-fuelle-fuer-alle.de) kaum gehört.

Wie wir als Menschengeschwister einander begegnen, das ist – wie Jesus sagt – die *einzig* Frage, die uns jenseits der Weltzeit gestellt wird. Wir sollten diese – maßgeblich von „abendländischen Zentren“ geformte – Zivilisation, die über Leichen geht, also nicht als eine christliche oder christlich geprägte Zivilisation bezeichnen.

Am Jordan hörte Jesus jenes Wort, das Gott jedem Menschen sagen will: „Du bist geliebt.“ Die *Zivilisation der Ungeliebten* hat es so weit getrieben, dass Leben und Überleben der Generationen nach uns bedroht sind. Das Experiment Mensch auf dem Planeten Erde droht zu scheitern. Wir sehen, dass das herrschende System aus Geldvermehrung, Naturausbeutung

und militärisch abgesicherter Macht über den Globus die Ursache dieses Abgrundes ist – und eine grundlegende Wende blockiert.

Jede Theologie, jedes Christentum, auch jede Kirchenreformbewegung, die heute diesen Horizont einer radikalen Bedrohung für alles Leben nicht zum entscheidenden Ausgangspunkt nimmt, ist Quacksalberei.⁶ Als Glaubende gewinnen wir – gemeinschaftlich – die Kraft, den zivilisatorischen Ernstfall ohne Beschönigung wahrzunehmen. Wir brauchen eine Messe für das Leben, in der wir die heute noch ungeborenen Generationen mit uns um den Altar versammeln. Die Gaben auf dem Altar der Erde gehören nicht uns allein. Die nach uns Kommenden brauchen sie genauso wie wir. Nötig ist eine globale Ökumene für das Leben aus allen Kontinenten, Kulturen und Religionen. Kirchliche Lehrer und Leiter, die bis zum Sankt-Nimmerleinstag schon die Abendmahlsgemeinschaft mit unseren nahen evangelischen Geschwistern hinausschieben wollen, können wir dabei wahrlich nicht gebrauchen.

Unsere „Schutzheiligen“

Wir brauchen Erinnerungen und Vorbilder auf dem neuen Weg – und wir sollten unsere Vorbilder und Fürsprecher auf Buttons und Aufklebern auch zeigen. Aus aktuellem Anlass nenne ich den Märtyrer San Oscar Romero, der sich als Bischof zu den Armen bekehrt hat und sich dazu bekannte, jenseits der alten Machthierarchien bei den einfachen Christenmenschen in den Basisgemeinden in die Lehre gegangen zu sein.⁷ Heiliggesprochen worden ist er nicht von einer obersten Kirchenbehörde und nach einem kostspieligen Amtsverfahren, sondern von den Armen und von Freundinnen und Freunden Jesu auf der ganzen Welt. San Oscar Romero verweist uns Kirchenreformbewegte auf einen international-weltkirchlichen, basiskirchlichen, ökumenischen und gerechtigkeitssensiblen Weg. Im Schlusswort des Buches „Die fromme Revolte“ erinnere ich außerdem an Papst Johannes XXIII. Mit diesem unglaublichen Kleinbauernsohn aus dem sozialkatholischen Milieu von Bergamo haben wir einen Schutzpatron gegen alle Angst und Verzagtheit – und gegen den Fundamentalismus. Er hat als Bischof von Rom Dinge für die Weltkirche angepackt, die nach menschlichem Ermessen viele Nummern zu groß für ihn waren. Es gab sogar Intrigen und Verleumdungen, mit denen man ihn unschädlich machen wollte. Doch er hat die Tür aufgetan für eine geschwisterliche Kirche, eine Kirche des Dialogs mit der Welt und der Freiheit, eine Kirche der Freundschaft mit allen Menschen guten Willens, eine Kirche des Dienstes (und nicht der Macht), eine Kirche der Armen. Dass jene Kräfte, die die Kirche angesichts der Verunsicherungen durch die Moderne zum Kriegsschiff umgebaut haben, seit drei Jahrzehnten wieder das Ruder führen, das ist eine unbeschreibliche Tragik, ein Werk der Angst und des Kleinglaubens – sonst nichts.

Wir brauchen ein neues Konzil. Der Weg dahin kann nicht sein, dass die Bischöfe – ohne echte Beteiligung – ein bisschen Volksbefragung veranstalten. Das freie Reformgespräch muss unten in den Gemeinden beginnen und durch neue Medien zusammengeführt werden. Keiner soll naiv glauben, es würde sich in der römisch-katholischen Kirche ohne den frommen Ungehorsam vieler Getaufter irgendetwas verändern. Es muss also ein Konzil von unten werden. Ich glaube ganz unverbesserlich: es wird kommen.

⁶ Vgl. dazu das Schlusskapitel in meinem Buch „Die fromme Revolte“ und im Internet: P. Bürger: Eine Messe für Noah Chaim und seine Urenkel - Die Kirche und der zivilisatorische Ernstfall. <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/005958.html>

⁷ Vgl. http://www.ci-romero.de/ueberuns_oscarromero_biografie/ und: Peter Bürger / Bernd Hans Göhrig / Christian Weisner: San Romero de América und die Heiligsprechung der Armen. Ein Aufruf zum 1. Mai soll die Kirchen der Reichen zur Umkehr hinführen: basiskirchlich von unten, ökumenisch und international vernetzt. In: Telepolis, 27.4.2011 <http://www.heise.de/tp/artikel/34/34625/1.html>

**Aus der Zuschrift eines römisch-katholischen Theologieprofessors
zum Gedenkaufruf „San Romero“ am 1. Mai 2011**

„... gern unterschreibe ich diesen Aufruf! Möge er für heilsame Irritationen sorgen. [... es] ist mir noch klarer geworden, dass ich auf unsere Bischöfe in ihrer Mehrheit nicht mehr setzen mag und will. Das verschleißt nur noch länger Kräfte, die ich anderswo einsetzen möchte. Viel Arbeit muss in der Tat an den Bischöfen vorbei von unten her getan werden. Vielleicht bekehren sich die ‚Herren‘ Bischöfe ja später einmal. Derzeit scheint mir da keinerlei Hoffnung: Sie predigen die Armut – und wohnen in Palästen, fahren in Luxuslimousinen; sie beschwören die Demut – haben aber nicht einmal den Willen oder die Kraft, normal kritische Anfragen ‚demütig‘, offen und zugewandt anzuhören; sie erklären Dialogbereitschaft – und legen bereits prozesswidrig im Voraus fest, welches die Themen sein dürfen, wann welche dran sind, welche besprochen, aber keinesfalls ergebnisoffen diskutiert werden dürfen; sie reklamieren Kommunikation und communio – sind aber nicht bereit, von ihren hierarchischen Privilegien und Machtpositionen Abschied, von ihren dogmatischen und moralischen Vorentscheidungen Notiz und zu den Anliegen der Gläubigen jenseits vorgefertigter Muster Stellung zu nehmen, geschweige denn aus Einsichten Konsequenzen zu ziehen, die ihr eigenes Leben im biblischen bzw. im Sinne Jesu verändern würden. Ansteckend sind sie nicht – höchstens, leider, im negativen Sinne – heute schon ersichtlich in den fundamentalistischen Kreisen derer, die für ihre Angst eine feste Burg suchen... Lassen wir uns an je unserem Platz immer wieder vom Geist Jesu anstecken! >Das Beispiel unseres Bruders San Oscar Romero zeigt uns, wie schön und mutig wir Menschen werden können, wenn wir beginnen, der Botschaft Jesu zuzuhören.< – Wunderbar! Danke für diese Initiative!“

http://www.ci-romero.de/ueberuns_oscarromero_biografie0/

Statt Nabelschau den Vorwärtsweg gestalten

Peter Bürger

Die fromme Revolte Katholiken brechen auf

Publik-Forum Edition 2009, 288 Seiten; 17,90 EUR

Ein ermutigendes Buch für die Kirchenbewegung von unten



Mit einem neuen Buch macht sich Peter Bürger stark für eine deutliche Bewegung in der katholischen Kirche von unten nach oben. Er ruft zu einer »frommen Revolte« auf und zeigt, in wie vielen Kontexten innerhalb der katholischen Kirche schon eigenständige und eigenmächtige Wege entstanden sind – und wie viel noch möglich ist, ohne austreten zu müssen. Die Leute-Kirche ist oft schon viel weiter, als die Ober-Kirche weiß und als die Leute voneinander wissen. – Bürger ruft den Lesern zu: »Treten Sie nicht aus, und ziehen Sie sich auch nicht in ein Schneckenhaus zurück! Es ist nicht zu spät für eine glückliche Jugend der römisch-katholischen Kirche.« Genau damit steht dann mehr auf der Tagesordnung als eine kirchliche Nabelschau, nämlich der zivilisatorische Ernstfall einer echten »Katholizität« und folglich einer Globalisierung der Liebe: Frieden, Gerechtigkeit und das Überleben der nach uns Kommenden. <http://www.publik-forum.de/shop>

Die Buchkapitel: **1. Der Götze »Macht«:** Warum es keineswegs um ein paar demokratische Reförmchen geht, sondern eben um eine fromme Revolte für die Zukunft der Kirche. – **2. Ultra montes:** Wie dem System von Unfehlbarkeit und zentralistischer Allgewalt das schändliche Scheitern der Kirche in der Neuzeit folgte. – **3. Unheilbar katholisch:** Ein Exkurs über Schönheit und

Elend des Milieukatholizismus, und warum wir Hoffnung gerade auf die letzten Getreuen setzen sollten. – **4. Das Reformkonzil:** Über den Frühling der Kirche, der die Eisheiligen in Angst versetzt hat, und über die paradoxe Intervention des Heiligen Geistes im Winter. – **5. Credo:** Von Glaubensbildern des Vertrauens und von Zwangsdogmen der Angst, welche auch rechtgläubige Papageien daherkrächzen können. – **6. Priestermacht und Abendmahl:** Warum Rom mit der Ökumene warten will bis zum Weltuntergang, und wie wir durch klugen Ungehorsam ohne Menschenopfer die Einheit der Christen schon heute wahr machen können. – **7. Pro multis:** Weltkirche oder große Sekte? Liturgie für eine Erde voller Ebenbilder Gottes oder Getto der Angst? – **8. Pacem in terris:** »Das Wichtigste ist der Frieden«, meinte Johannes XXIII. Das Märchen vom »humanitären Krieg« und eine Ökumenische Erklärung. – **9. Populorum progressio:** Die Kirche der Armen und die Kirche der Reichen. Biblisches, Frühe Kirche, neoliberale Religion & ökumenischer Bekenntnisprozess. – **10. Lumen gentium:** Jesus und die Zivilisation der Ungeliebten. Ein Christentum, das den Ernstfall des Überlebens auf der Erde nicht in den Mittelpunkt rückt, ist Quacksalberei. – **Nachwort:** (siehe folgenden Text) Woran können wir uns erkennen ...?

Das weite Herz von Papst Johannes XXIII. kam aus dem Atemraum der kleinen Leute, von unten. Doch das durch diesen großen Liebenden einberufene Konzil war immer noch eine Revolution von oben. Die nunmehr in der Krisis eingeläutete Revolte ist eine Bewegung von unten und trägt – als Wegbereiterin eines neuen Frommseins – in sich die eigentliche Frucht des II. Vaticanums. Durch sie wird auch das Zeitalter der globalen Kommunikation und Vernetzung unwiderruflich Einzug halten in die römisch-katholische Weltkirche. Unter dem Vorzeichen einer wirklich auf das Ganze schauenden Katholizität zeichnet sich eine Wende der Kirchengeschichte ab. In diesen

Tagen hat sie begonnen. – Dass es bislang in dieser Bewegung keine herausragende charismatische Gestalt gibt, mag mancher bedauern. Das Fehlen einer großen »Gorbatschow«- oder »Obama«-Gestalt könnte aber gerade die größ-te Chance sein. Mehr Überzeugungs- und Gütekraft als die des Kleinbauernsohnes Angelo Giuseppe Roncalli wird ohnehin schwer zu finden sein. Er rief uns zu: »Ich bin Johannes, euer Bruder.« Wir sollten ihm heute zeigen, dass wir seine Schwestern und Brüder sind. Es gibt allerdings noch zu viele Leute in unserer Kirche mit einem trostlosen Gemüt, die sich von der Hierarchie zur Verzagtheit anstiften lassen. Schenken Sie solchen Freunden oder Gemeindegliedern eine antidepressive Medizin, etwa Christian Feldmanns Biographie »Johannes XXIII.« oder einen der schönen Kitschfilme über das Leben des »guten Papstes«. Wenn Sie an die Fürsprache von Heiligen glauben, empfehlen Sie solche Mitmenschen der Fürbitte des Bruderpapstes, die in Angst leben und sich zu leicht einschüchtern lassen, und ebenso alle Geschwister, die in der Kirche Opfer von Repressionen werden. – Katholiken sind seltsame Menschen. Sie bleiben in ihrer Frömmigkeit auf unheilbare Weise Materialisten. Das sah schon Georg Wilhelm Friedrich Hegel sehr richtig. Warum sollte dieser Umstand immer nur dem ultramontanen Devotionalienhandel von oben zugute kommen? Ich trage stets ein kleines Blechmedaillon mit dem Bild des kleinen Mannes aus Bergamo um den Hals. Ein befreundeter jüdischer Goldschmied hat es mir vor etwa sieben Jahren zum Namenstag geschenkt (auf der Rückseite sind die Apostel Peter und Paul zu sehen). Da ich ganz abergläubisch den Verlust dieses Medaillons fürchte, hat mir ein Benediktiner von einer Rompilgerreise auch Ersatz für alle Fälle mitgebracht: gesegnet am Grab von »il Papa buono«. – Irgendwie müssen wir Liebhaberinnen und Liebhaber des II. Vaticanums, gleich aus welcher besonderen Ecke wir kommen, einander auch äußerlich erkennen. Das ist ganz wichtig, denn wie sonst sollte es möglich sein, einander Ermutigung, Herzlichkeit und Freundschaft zu schenken? Wie sonst sollten wir uns zurufen: »Ich habe auch keine Angst«? Zu suchen wäre etwas, das die Hierarchie nicht als »illegitime Meinungsäußerung« unterdrücken kann. Wir

könnten etwa in unseren Gemeinden oder bei Kirchen-tagen einen Button mit dem Bild vom Johannes XXIII. an der Kleidung tragen. Diesem Erkennungszeichen dürfte freilich keine Nostalgie anhaften. Es müsste anzeigen, dass wir den Traum dieses Mannes *heute* weiterträumen und nun selbst zu den Müttern und Vätern des nächsten Konzils gehören. Auch unsere Schwestern und Brüder aus den weiteren Zweigen der Kirche, aus dem Judentum und aus anderen Religionen könnten an diesem Erkennungszeichen ablesen: Da sind Menschen guten Willens, unsere Geschwister.

Das Thema des Schlusskapitels (Kirche und zivilisatorischer Ernstfall) stellt auch ein Beitrag im Netz vor: <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/005958.html>

Pro Judaeis: Ergänzend zu diesem Buchprojekt ist noch folgende Arbeit zum jüdisch-christlichen Dialog im Internet abrufbar: P. Bürger: Pro Judaeis – Die römisch-katholische Kirche und der Abgrund des 20. Jahrhunderts. Düsseldorf 2009. <http://friedensbilder.de/projudaeis/buerger-pro-judaeis2009.pdf>



Peter Bürger (Jg. 1961) ist Diplom-Theologe, examinierter Krankenpfleger und arbeitet als freier Publizist in Düsseldorf. Seit 1980 Mitglied der Internationalen Katholischen Friedensbewegung pax christi; langjährige Tätigkeit in psychosozialen Berufsfeldern; 1999 Mitinitiator eines ökumenischen Bündnisses für die Rechte von Menschen auf der Straße. – Zahlreiche Veröffentlichungen zur sauerländischen Regionalkultur, Autor des Buches »Das Lied der Liebe kennt viele Melodien«, zuletzt 4 Bücher zur Friedensfrage www.friedensbilder.de. Seine Studien über »Krieg und Massenkultur« wurden 2006 mit dem Bertha-von-Suttner-Preis ausgezeichnet